



Kazimierz Wantka, auf dessen Feld das Massengrab bei Bauarbeiten entdeckt wurde



Jurek und seine Männer bei der Arbeit unweit des Flughafens



Jurek Romel hat in seinem Garten ein «Memorial» gebaut: Für alle Toten

Die Toten von Danzig

Ein struppiges Feld, kniehoch wogen Gras und Disteln, der lehmige Boden klebt an den Sohlen. Bauschilder stehen in Sichtweite, Bagger dröhnen, zwei provisorisch asphaltierte Straßen zerteilen das Grün.

»Da vorne ist es, sehen Sie das blaue Zelt? Der Mann, der uns durch das Gestrüpp führt, umkurvt mit großen Schritten Pfützen und Löcher. »Umbettungsdienst« steht auf seiner schweren grauen Jacke. Und auf seiner Mütze: »Arbeiten für den Frieden«.

»Thomas Schock. Schock wie Schreck«, sagt er bei der Vorstellung.

Keine zweihundert Meter entfernt starten und landen donnernd die Maschinen am Danziger Flughafen, die gläserne Halle funkelt in der Sonne. In zwei, drei Jahren wird hier nichts mehr so sein

wie heute, dann wird hier ein Gewerbegebiet stehen, eins wie überall auf der Welt. Aber noch kann das Feld etwas erzählen. Von Danzigs Vergangenheit. Kurz bevor hier Danzigs Zukunft gebaut wird, Schock führt uns an den Rand eines Massengrabs aus den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs.

Früher war er Förster. Ein großer, kräftiger Mann, der jede Waldmaise und jede Erdkröte mit ihrem lateinischen Namen ansprechen kann. Jetzt ist er Umbetter beim Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge, einem privaten humanitären Verein, der schon 1919 gegründet wurde, gleich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs.

Überall in Europa forschen Schock und seine Kollegen nach Toten, nach den Leichen toter deutscher Soldaten, die noch nicht bestattet sind, suchen nach dem, was von ihnen übrig ist, nach Knochen und Schädeln auf Feldern, in Höhlen, in Wäldern. Und lassen sie dann umbetten, endgültig begraben auf den

Friedhöfen, die der Volksbund im Auftrag der Bundesregierung pflegt. 832 Grabstätten in 46 Staaten sind es, auf denen rund 2,8 Millionen Kriegstote liegen.

Erst sieht man nur das blaue Zelt, dann mehrere schwitzende Männer. Ihre rasierten Schädel, die Oberkörper wie abgeschnitten. Sie stehen in einem Erdloch, einen guten Meter tief, drei mal vier Meter groß, manche knien auf dicken Polstern. Ein Archäologe ist dabei und ein Mann vom polnischen Roten Kreuz. Schock kennt sie alle, schon lange. Den Vorarbeiter, Jurek, einen stillen Mann, über dessen Nachnamen die anderen immer wieder Witze machen: Romel, wie der deutsche General, nur ein m weniger.

Und Maciej Milak, 50 Jahre alt, den polnischen Partner des Volksbunds, einen Juristen und Historiker, den alle nur Matti nennen. Im Hauptberuf ist er Manager in einer Firma für Medizintechnik. Bis heute, erzählt er, habe er 40.000 Tote exhumiert. In den ersten Jahren nach 1989 habe er noch selbst mit-

gearbeitet. »Handarbeit«, sagt er auf Deutsch. Dann machten die Bandscheiben nicht mehr mit. Jetzt graben andere. Jureks Männer, wuchtige Kerle in Flecktarthosen. Aber je tiefer sie kommen, desto filigraner arbeiten sie, so sorgsam, als reparieren sie Uhren. Langsam, vorsichtig, mit Handfedern und Pinseln und spitzen Fingern legen sie Schicht um Schicht frei wie Archäologen.

Nur suchen sie nicht nach Vasen oder Pharaonen, sondern nach toten Soldaten. Um sie zu bergen. Um sie in Würde beizusetzen, wie es auf der Website des Volksbunds heißt. Um ihnen, wo möglich, ihre Namen zurückzugeben. Und vielleicht vor allem, um die Erinnerung an die Gräueltat des Krieges nicht unter Gewerbegebieten verschwinden zu lassen.

In West- und Südeuropa ist diese Arbeit weit hin abgeschlossen. Im Osten aber, in Polen, der Ukraine, Russland, Belarus, in den »blodlands« Europas, wie der Historiker Timothy Snyder die Weiten genannt hat, liegen noch Millionen Tote. Verscharrt am Wegesrand, eilig begraben, ehe die Front weiterzog. 468.000 deutsche Gefallene in Polen sind namentlich bekannt, Zivilisten und Kriegsgefangene nicht mitgerechnet. Sechstausend »Meldungen« hat der Volksbund allein zum Raum Danzig, sagt Thomas Schock, konkrete Hinweise auf sechstausend deutsche Soldaten, die noch nicht exhumiert werden konnten.

»Aber es sind viel mehr Tote, die hier unerkannt im Boden liegen«, sagt Matti: »Zivilisten, Kriegsgefangene, Rotarmisten.« Zehn Bücher hat er geschrieben, historische Abhandlungen über Danzig und das Land ringsum. »Die Geschichte geht durcheinander«, sagt Matti, »immer haben hier Polen und Deutsche nebeneinander gelebt, natürlich liegen da auch die Toten nebeneinander, manchmal übereinander.« So wie in dem Massengrab am Flughafen.

Es ist der Boden der historischen Tatsachen, auf dem wir Heutigen leben. Die Grundlage des Gegenwärtigen. Man vergisst das leicht, wenn Brüssel, Berlin und Warschau über Corona-Milliarden und Verfassungsgerichtsurteile streiten.

Am 20. März 1945, sechs Wochen vor Ende des Krieges, tobte hier, auf dieser Wiese, eine Panzerschlacht. »Dort drüben«, Matti zeigt auf eine Hügelkette, »war die vorletzte Verteidigungslinie um Danzig.« In der Stadt drängten sich Zehntausende Flüchtlinge. Die verzweifelt über die Ostsee nach Westen zu fliehen versuchten. »Und von da«, Matti weist in die entgegengesetzte Richtung, »kamen die Russen.« Zehn Tage später hatte die Rote Armee die Stadt erobert. Danzig wurde zur Plünderung freigegeben, es kam zu Massenvergewaltigungen. »Apokalyptische Szenen«, sagt Matti nur.

Ein mörderischer Zirkelschluss: Unweit von hier, auf der Westerplatte, ein paar Kilometer entfernt, hat der Krieg im September 1939 begonnen. Und hierher kommt er im März 1945 zurück, sechs Jahre und Millionen Tote später.

Es ist eine bizarre Vorstellung, im Herbst 2021 auf einem Schlachtfeld zu stehen, keine zweihundert Meter von der gläsernen Halle des Danziger Flughafens entfernt, zwischen neuen Businessparks und aseptischen Lagerhallen.

In diesem Frühjahr, als die Erschließungsarbeiten für das Gewerbegebiet begannen, wurde eine Stromleitung über das Feld gelegt, da gab es den ersten Hinweis auf das Massengrab. Messungen mit

einem Georadar zeigten Anomalien im Boden an, Unregelmäßigkeiten in der Dichte des Erdreichs. Aber es dauert, bis eine Grabung beginnen kann, es braucht Papiere, Stempel, Genehmigungen.

Der Wind ist kühl, nur ab und an strahlt die Sonne dramatisch zwischen dunklen Regenwolken hervor. Jetzt, im Herbst, ist die beste Zeit zum Graben. Die Felder sind abgeternt, aber noch ist der Boden fest und trocken. Rote Fähnchen in der Wiese zeigen, wo der Radar weitere Ausschläge gezeigt hat. Neben jeden Toten, den Jureks Männer finden, legen sie ein weißes Plastikschild mit einer Zahl. Sie nummerieren die Gebeine oder was davon übrig ist. Anfangs sind es vierzehn. Dann fünfzehn. Und sie graben weiter.

Die Leichen, die nach der Panzerschlacht auf dem Feld lagen, wurden eilig beigesetzt. Nicht von der Truppe, sondern von den Bewohnern der Gegend, vom Eigentümer des Feldes. Die waren dazu verpflichtet, um den Ausbruch von Seuchen zu verhindern. Es gab sogar eine amtliche Vorschrift der Wehrmacht zur »Regelbestattung«: 1,20 Meter tief, Kopf nach Norden. Aber dafür fehlte hier offenbar die Zeit oder die Kraft. Die Skelette in der Grube liegen kreuz und quer.

»Sehen Sie den Draht dort?«, fragt Schock und deutet auf eine rostige Schlinge in der Grube. »Das findet man häufig. Der Draht wurde um die Leichen gelegt, damit man sie über das Feld schleifen konnte. Das war eine Arbeit, die meist Frauen und Kinder machen mussten oder alte Leute. Mitten im Winter, nach sechs Jahren Krieg. Die waren geschwächt, die konnten die Toten nicht tragen.«

Jetzt taucht auch der heutige Besitzer des Feldes auf, ein Mann mit verwirrem Gesicht, Kazimierz Wantka, 76 Jahre alt. 25 Hektar gehören ihm hier, der Businesspark, der ringsum entsteht, wird ihn wohl reich machen. Ein bisschen gefällt ihm das ganze Hin und Her auf seiner Wiese, scheint es, er drückt den Rücken gerade für den Fotografen, hebt das Kinn, kommt ins Erzählen. Erinnert sich daran, dass die Leute aus den Dörfern ringsum noch jahrelang nach dem Krieg Kerzen ins Feld stellten, so wie man Lichter auf Gräbern entzündet.

Sein Vater ließ die Toten hier begraben. Er habe oft davon gesprochen. Weiß Herr Wantka denn, wie viele in der Grube liegen? Ganz genau könne er sich nicht mehr erinnern, sagt er, »schätzen, vielleicht auch sieben«. Auch sein Onkel sei im Krieg gefallen, Wantka macht eine effektvolle Pause. »In einer Wehrmachtsuniform.« Verwundern an der Ostfront, gestorben in einem Lazarett in Kamen im Ruhrgebiet. Da liege er auf dem Friedhof.

Ein Pole in der Wehrmacht? »Ja«, sagt er, und die Historiker, die dabeistehen, nicken. Hier in der Gegend lebten viele Kaschuben, die Polnisch sprachen, aber eher den Deutschen zuneigten.

In einer Ecke des Grabes kommt langsam ein Stiefel zum Vorschein, vorsichtig kratzen die Männer die Erde weg. Legen das Leder frei, aus dem ein Unterschenkelknochen ragt, grau und stumpf wie ausgebleichtes Holz. Ein Löffel steckt in dem Stiefel. Viele Russen hätten das so gemacht, sagt Matti.

Ein Rotarmist? Ein toter Russe oder Ukrainer zwischen deutschen Gefallenen? Schon möglich, sagen die Männer, wer habe das noch sortieren wollen im März 45. Kann man die Skelette von toten Deutschen und toten Rotarmisten unterscheiden? Thomas Schock nickt, »kann man«. Natürlich an den Uniformresten, wenn es welche gibt. An

ANZEIGE

Das neue Genussmagazin

Erleben Sie im neuen ZEITmagazin WOCHENMARKT genussvolle Momente – mit den einfachen, aber immer besonderen Rezepten von Kolumnistin Elisabeth Raether, vielfältigen Reise-Tipps und spannenden Geschichten rund um die Themen Kochen und Genießen.

Jetzt bestellen und 25% sparen!

Ab sofort im Handel

Vom Einfachen das Beste

In Tomaten geschmorter Eier, Huhn mit Zimt und Nelken und eine vegane Birnen-Schoko-Tarte

Nur für kurze Zeit:
www.zeit.de/wk25
 ☎ 040/42 23 70 70
(Aktionsnr.: 2039046)





»Arbeiten für den Frieden«:
Thomas Schock,
Grabungsleiter
beim Volksbund



Papp-Sarkophage, in denen die Gebeine der Exhumierten schließlich bestattet werden



Zwischen Schädeln und Knochen kommt etwas zum Vorschein, das die Umbetter noch nie gesehen haben



Maciej Milak, den alle nur »Matti« nennen, Jurist, Ausgräber und Historiker

Millionen Soldaten – Deutsche, Russen, Polen, Ukrainer – liegen noch unentdeckt in Osteuropas Erde. Unterwegs mit Helfern, die ihre Leichen exhumieren und beisetzen **VON HEINRICH WEFING**

Stahlhelmen und Abzeichen. Auch an Gebissen, an der Abnutzung der Zähne, die Rückschlüsse auf die Ernährung zulässt. Mit den Jahren, mit all ihrer Erfahrung können die Umbetter vieles an den Knochen ablesen, auch ohne DNA-Analysen oder forensische Untersuchungen. Verletzungen, Krankheiten. Annähernd auch das Alter der Toten.

Thomas Schock hatte gerade das zweite Staatsexamen für das Forstamt abgelegt, dann, nach einem persönlichen Schicksalsschlag, wollte er etwas ganz anderes machen und landete 1996 beim Volksbund, als Umbetter. »Man kann das Umbetten nicht studieren, es ist eine Art Handwerk, das man von seinem Ausbilder lernt«, sagt Schock.

Er war schon fast überall zu Grabungen, in den baltischen Staaten vor allem, in Frankreich und Russland, auf dem Balkan. Da seien die Knochen »dünnhäutiger«, sagt er, »der letzte Krieg liegt erst ein paar Jahre zurück, der Hass und die Trauer hängen den Leuten noch in den Kleidern«. So ist es in Polen nicht, trotz aller politischen Spannungen im Moment. Der Volksbund arbeitet eng mit seinem polnischen Pendant IPN zusammen. Die Arbeitsteilung ist einfach, die Deutschen bergen tote Deutsche, die Polen tote Polen – und alle anderen, die sich finden. Ein wenig ist es, als würde der Tod noch einmal nach Nationen sortiert.

Jureks Männer nehmen jeden Knochen einzeln auf, fotografieren ihn, der Archäologe führt Buch, dann wird das Fundstück in eine große schwarze Tüte gelegt. Zwischen den Knochen finden sich auch Knöpfe, die Reste von Nylonstrümpfen, Überbleibsel von Stahlhelmen, manchmal mit Einschusslöchern. Sogar ein Strick prähistorischer Keramik, »2000 Jahre alt«, schätzt der Archäologe. Und Erkennungsmarken, ovale Plättchen aus Zink-Bleche, die jeder Soldat bei sich tragen musste. Die Ausgräber kratzen den Dreck ab, mit Pinseln oder einfach mit dem Daumennagel. Irgendwann kommen die eingestanzten Buchstaben und Zahlen zum Vorschein. Die Dienstnummer des Toten, seine Einheit. »Schützenausbildungskompanie 466« steht auf einer der Marken.

Jede Erkennungsmarke ist ein kleiner Erfolg. Anhand der Akten lässt sich feststellen, wer der Tote ist. Ein Unbekannter bekommt seinen Namen zurück. Eine Geschichte findet ihr Ende. In den Archiven des Volksbundes wechselt der Eintrag von »vermisst« zu »gefallen«. Und wenn es noch Angehörige gibt, dann findet womöglich eine Familie Gewissheit, siebzig Jahre nach dem Krieg.

Pötzlich taucht noch etwas anderes auf in der Grablage. Etwas, das noch keiner von ihnen je bei einer Grabung entdeckt hat. Jureks Männer werden still, legen die Schaufeln und Pinsel aus der Hand, alle Augen richten sich auf das, was da zum Vorschein kommt. Hautfarben ist es, sieht aus wie eine Hand mit winzigen Fingerringen, dann wird auch der Oberkörper sichtbar, das Gesichtchen ist eingedrückt, aber noch zu erkennen. Alles aus einem Kunststoff, der wie neu scheint, kein Kratzer, kaum Schmutz. Eine Baby-Puppe aus Zelluloid, mitten zwischen den Leichen.

Was macht sie dort? Wie ist sie da hineingeraten im Frühjahr 1945?

Vier Erkennungsmarken werden Jureks Männer am Ende gefunden, eine davon zerbrochen. Und 18 Tote. Einer mehr als Herr Wantka, der Eigentümerin, vermutet hatte. »Ein Berg angelebtes Leben«, sagt Schock.

Jurek erfasst alles, auch die Puppe, notiert jedes Detail, legt die Knochen in schwarze Plastiktüten und führt sie in sein Depot außerhalb von Danzig, auf einem Waldgrundstück, wo auch sein Sommerhaus steht.

Am nächsten Tag wollen wir ihn dort besuchen. Der Weg führt durch welliges Land, durch

graue Orte und dichte Wälder, an pompösen Neubauvierteln vorbei, Rollrasen, glänzende Ziegeldächer, Alarmanlagen.

In Bojano, nordwestlich der Stadt, zwischen Feldern und dem Wald, steht ein verwittertes Schild am Straßenrand, man kann es leicht übersehen. Es führt zu einem der drei sowjetischen Soldatenfriedhöfe rings um Danzig, die vom polnischen Staat gepflegt werden. 6058 Tote liegen hier, Truppen der »Weißrussischen Front«, gefallen im Frühjahr 1945. Die Anlage ist menschenleer, nur ein paar zerbrochene Flaschen zeigen, dass hier nicht ausschließlich getrauert wird.

Auf einem Schild stehen lauter Orsnamen aus der Umgebung, je ein Dorf und die Zahl der dort Gefallenen. »Hier, schau«, sagt Matti, »670 tote Rotarmisten in einem Dorf. Stell dir das vor, was für ein Wahnsinn.« Das sei die Taktik gewesen, sagt er: »Sie schickten die Männer einfach ins Feuer der deutschen Maschinengewehre, eine Welle nach der anderen, bis den Deutschen die Munition ausging oder die MGs versagten.« Die Deutschen, erzählt Matti, haben erst die Panzer geschickt, dahinter die Soldaten. Die Russen haben die Soldaten vorgeschickt und dann die Panzer.

Im Zentrum des Friedhofs steht ein schwarzer Obelisk, auf dem ein roter Sowjetstern prangt, darunter eine Inschriftentafel. »Befreiung vom Hitlerismus, steht da«, übersetzt Matti, »Befreiung? Die Rote Armee hat Polen nicht befreit. Es war nur ein Wechsel der Unterdrücker: erst die Nazis, dann die Sowjets.«

Jede Erinnerung ist politisch, jedes Erinnern ist Gegenwart, vielleicht ganz besonders hier in Polen. Jureks Männer warten an einem typisch gedeckten Tisch. Es gibt selbst gemachten Likör aus dunklen Beeren, Pfannkuchen mit Schlagsahne, Kaffee, so stark, dass er sofort aufs Herz schlägt. Und Schnupftabak, »kaschubisches Kokain«. Wer davon nimmt, hat nie wieder eine verstopfte Nebenhöhle.

Jureks Männer haben im Netz recherchiert, die Puppe, die sie entdeckt haben, lässt sie nicht los. Im Nacken trägt sie einen Stempel, die Männer zeigen ein Handyfoto, eine eingestanzte Signatur, drei Buchstaben in einem Dreieck: »A.S.K.« Das sei, sagen sie, die Abkürzung für Adam Schreyer, eine Spielwarenfabrik aus Kalisz, auf Deutsch Kalisch, in Mittelpolen. Tatsächlich finden sich im Netz Seiten, auf denen solche Puppen antiquarisch angeboten werden, »Zelluloidpuppe »Mädchen«, Kurbelkopf mit brauner Perücke, offener Mund, Höhe 46 cm«. Rund hundert Euro muss man dafür heute zahlen.

Aber wie ist sie zwischen den Leichen gelandet? Hatte einer der Soldaten sie dabei, als eine Art Talisman? Oder war sie ein Geschenk? Ein Mitbringen für einen Heimatarbeit, der nie mehr stattfand?

Rings um Jureks Haus erstreckt sich ein weiter Garten, Nussbäume, Pflaumen und Zwetschgen, Gewächshäuser. An einem Bretter-Plumpsklo vorbei führt Jurek zu seiner privaten Gedenkstätte. Ein aus Zerschindung aus Kirchturn und Obelisk, ein »Memorial« für all die Toten, die er exhumiert hat, aufgemauert aus roten Ziegeln, mit denselben Händen, mit denen er gräbt.

Ein »Ort der Erinnerung und Besinnung« solle das sein, sagt Jurek, für alle, die Nationalität der Opfer sei ihm nicht wichtig. Jurek Romel, erzählt Schock, komme aus einer tiefgläubigen Familie. »Er sucht, was wir alle suchen: unsere eigene Geschichte.«

Was Jurek nicht daran hindert, in einem kleinen Kellerlager unter dem Memorial seinen Wein zu kühlen.

Auf der anderen Straßenseite liegt noch ein Grundstück, das Jurek gehört. Ein Sandweg führt durch Kiefern und Büsche zu einer Halle aus rotem

Wollblech, gesichert mit Schlössern, Bewegungsmeldern, Kameras. Jureks Männer haben sie im letzten Winter gebaut. Es ist ihr Zwischenlager. Ihr Gebeinhaus. Ihr Arbeitsplatz. Im Innern Neonlicht und penible Sauberkeit, Metallregale an den Wänden, davor lange Tische mit weißer Plane, auf denen die Umrisse eines menschlichen Skeletts eingezeichnet sind.

In den nächsten Tagen werden Jureks Männer die Knochen von dem Feld am Flughafen aus den Türen hervorholen, werden sie auf den Tischen auslegen, werden notieren, welche Knochen vorhanden sind, welche fehlen, sie werden alles noch einmal fotografieren und die Gebeine dann in einen kleinen schwarzen Papp-Sarkophag legen. Die zerfallen leichter als Holz, und sie sind billiger. Hergestellt werden sie in einem polnischen Frauengefängnis.

»An niemandem geht die Arbeit im Gebeinlager spurlos vorbei«, sagt Schock. »Aber du kannst nicht um jeden Toten trauern, sonst wirst du verrückt.«

Zuletzt werden die Sarkophage auf dem Garnisonfriedhof in Danzig bestattet, für immer »Ewiges Ruherecht« versprechen die Verrägere, die der Volksbund mit dem polnischen Staat abgeschlossen hat. Der Friedhof ist eine riesige Anlage, die sich einen Hügel hinaufzieht, von steilen Treppen durchzogen. Der Friedhof ist eine riesige Anlage, die sich einen Hügel hinaufzieht, von steilen Treppen durchzogen. Der Friedhof ist eine riesige Anlage, die sich einen Hügel hinaufzieht, von steilen Treppen durchzogen.

Mitredrin liegen die Rasenflächen, die der Volksbund pflegt. Dezenteste Steine zeigen an, dass hier tote deutsche Soldaten ruhen. Nur ein manns-hoher Stumpf aus roten Ziegelsteinen ragt empor, Moos klebt daran, man kann noch Einschusslöcher erkennen. Und eine graue Platte, eine Inschrift, zwei Worte in Fraktur, auf Deutsch: »Unseren Toten.« Es ist ein Mahnmahl für deutsche Soldaten, aber nicht für die des Zweiten Weltkriegs. Nicht

mal für die aus dem Ersten, sondern für Danziger Gefallene des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Manchmal wird einem schwindelig in diesem Durcheinander der Geschichte.

Hier und da ist der Rasen leicht eingesenken. »Da wurden gerade neue Sarkophage beigezerrt«, sagt Schock. Demnächst kommen auch die achtzehn Toten vom Flughafen hierher. Und sie werden nicht die letzten sein.

Auch hier, auf dem Friedhof, sagt Schock, wurde 1945 gekämpft. »Auch hier, irgendwo zwischen den Gräbern, liegen Leichen, die noch nicht exhumiert worden. Irgendwann werden wir sie bergen.«

Leichter Regen fällt auf die mächtigen Eichen und Linden, die polierten Grabsteine glänzen feucht, kleine rote Lichter auf den Gräbern flackern im Wind. »Jeder Soldat hat eine Geschichte«, sagt Matti. »Ich denke viel darüber nach, was sie wohl zuletzt gedacht haben, bevor sie starben.«

ANZEIGE

Die Xiaomi 11T 5G-Serie im größten und besten 5G-Netz

5G

xiaomi
11T Series | 5G

ab 1€³

z. B. im Tarif MagentaMobil M mit Top-Smartphone

ERLEBEN, WAS VERBINDET.

1) Laut CHIP Mobilfunktest, Heft 01/2021. 2) Im Aktionszeitraum 05.10.-23.11.2021 erhalten Kunden bei Abschluss eines neuen Mobilfunk-Vertrags mit einer Mindestvertragslaufzeit von 24 Monaten in den Tarifen MagentaMobil und Family Card mit oder ohne Internet (ausgeschlossene Young Tarife, Special Tarife, For Friends Tarife, Family Card Basic, Family Card Kids & Teens, Family Card Teens und DatenCard) 150 € auf ihrem Girokonto gutgeschrieben. 3) Bei MagentaMobil 5 ohne Smartphone für 39,95 €/Monat, einmahliger Bereitstellungspreis 39,95 €. Kunden, die eine Vertragsverlängerung wünschen, erhalten ebenfalls 150 € Guthaben beim Wechsel in einen höherwertigen Tarif der aktuellen Generation. Die Guthabensumme wird nicht in Verbindung mit einer monatlichen Grundpreisbereinigung gewährt, wenn diese mehr als 3 Monate umfasst. Zum Erhalt der Guthabensumme (nach Ablauf der Widerrufsfrist) ist bis zum 14.03.2022 eine Online-Registrierung über Telefonat, die kostenlose Einweisung mit Vorname eines Inhabers des Guthabens (Eigentümer, Haftungsgeber) entsprechend den genannten Bedingungen erforderlich. 4) Bei Vertragsabschluss oder -verlängerung im Tarif MagentaMobil M mit Top-Smartphone erhalten Kunden z. B. das Xiaomi 11T Pro 5G für 1 €. Monatlicher Grundpreis: 69,95 €, Bereitstellungspreis: 39,95 €. Mindestvertragslaufzeit: 24 Monate. Im monatlichen Grundpreis sind eine Telefonie- und eine SMS-Pakete in alle dt. Netze enthalten. Ab einem Datenverbrauch von 12 GB wird die Bandbreite im jeweiligen Monat auf max. 64 KBit/s (Download) und 16 KBit/s (Upload) beschränkt. Nur solange der Vorrat reicht. Ein Angebot von Telekom Deutschland GmbH, Landgrabenweg 115, 53227 Bonn.